

# Weshalb DIE, und WIR nicht?

Von solchen und anderen Schülern

Horrem 1982. Zwei Unterrichtsräume und ein dürftig renoviertes Lehrerzimmer in einem bröckeligen Backsteinbau inmitten eines Industriegebiets von Nordrhein-Westfalen: dort lernen seit dem Beginn des Schuljahres 1982/83 vier Dutzend Fünftkläßler, die ihrem Wesen und ihren Begabungen nach unterschiedlicher nicht sein könnten. Das neu erbaute und kürzlich eingeweihte Schulzentrum platzt aus allen Nähten, weshalb man gleich zum Start eine Notmaßnahme hat ergreifen müssen: die Auslagerung zweier fünfter Jahrgangsklassen. Eine davon ist die neugebildete Sexta des Gymnasiums, die andere eine Hauptschulklasse.

## Ein Vormittag wie eine endlose Mauer

Zur Betreuung der Hauptschulklasse bin ich ungefragt ausersehen worden. Der rote Backsteinbau wird für ein ganzes Schuljahr Ort meines pädagogischen Wirkens sein. Die Kinder kommen aus verschiedenen Grundschulen der Umgebung. Es ist dies der klägliche Rest jener Aussortierten, welche den Übertritt auf Realschule oder Gymnasium bei aller Nachsicht nicht geschafft haben. Meine Klasse, ein Sammelbecken für frustrierte und aggressive Kinder, die ihr notorisches Versagen im Nebeneinander mit den Privilegierten täglich vorgeführt bekommen. Rasch begreife auch ich, was meine Schüler schon lange wissen, nämlich daß Schule unter Umständen nichts einbringt als Kummer und Ärger – eine endlose Kette von Vergeblichkeiten. Jeden Vormittag sehe ich mich mit einer starren Front aus Unwilligkeit und Störungen konfrontiert. Höchst

willkommen sind daher die beiden Unterbrechungen der Nonstop-Betreuung: Religion und Sport werden von Kollegen betreut. Für die Rettung der armen Seelen reist wöchentlich einmal der Pastor in einem Ford Escort an, für das Training der teilweise bereits geschwächten Leiber ist eine Doppelstunde Sport angesetzt. Die Turnhalle befindet sich im Schulzentrum, und nach Abzug des Hin- und Rücktransports bleibt für das eigentliche Turnen gerade noch eine knappe Stunde übrig. Mir tun diese beiden Erholungspausen unendlich wohl. Dann ist es im Klassenzimmer so wunderbar still, wie man es sich nur wünschen kann.

## Lehrer bei den Benachteiligten

Während meiner fruchtlosen Versuche, sinnvollen Unterricht zu halten, schaue ich in die Gesichter der Elfjährigen und denke: Welcher Hohn, daß diese Kinder ausgerechnet zusammen mit einer Gymnasialklasse ausgelagert worden sind! Einen größeren Kontrast hätte man nicht herstellen können! Ich beneide meine Kollegin in der Sexta. Sie hat zweifellos den leichteren Job von uns beiden. Zwar leidet auch sie unter der lückenlosen Beanspruchung durch Unterricht und Pausenhofaufsicht, doch im Unterricht kann sie sich gelegentlich entspannen. Wenn die Fenster offen sind,



## Die Autorin

Karin Pfeiffer-Stolz (\*1948) lebt und arbeitet in der Nähe ihrer Geburtsstadt Salzburg. Die ehemalige Lehrerin ist Autorin zahlreicher pädagogischer Schriften und zeitkritischer Essays, in denen sie sich mit Fragen der Ethik und der Philosophie befaßt.

---

dringt aus ihrer Klasse oftmals kein Laut. Für mich ist der Vormittag wie eine endlose Mauer ohne Nischen, und erschöpft taste ich mich an dieser entlang.

### **Weshalb nicht auch wir?**

Seit Mittwoch der vergangenen Woche bin ich mit meinen Neidgefühlen nicht mehr allein. Das ist der denkwürdige Tag gewesen, an dem meinen Schülern zu Ohren kam, daß die Gymnasialklasse an den restlichen Tagen der Woche bereits nach der dritten Unterrichtsstunde entlassen sein würde. Für die erkrankte Kollegin gibt es keine Vertretung. Die Entrüstung in meiner Klasse ist entsprechend groß. Wie erklärt man einem Haufen sich benachteiligt fühlender Kinder, daß unverdientes irdisches Glück eine Gunst der Vorsehung darstellt, die sich menschlicher Planung entzieht? Wie ist ihnen zu vermitteln, daß der Mensch lernen muß, schicksalsbedingtes Unglück, welches immer unverdient ist, leidenschaftslos hinzunehmen? Aber ach, wie gut kann ich den Groll nachempfinden, den meine Schüler hegen! Umgekehrt ist solches Mitgefühl von meinen Schülern nicht zu erwarten. Ihnen fehlt mangels Erfahrung jedes Verständnis für die unbequeme Situation, in der sich auch die Lehrerin befindet. In den Augen der Schüler ist sie das einzige sicht- und greifbare Hindernis, das den Weg in die ersehnte Freiheit blockiert. In ihrer ungebremsten emotionalen Aufwallung wenden sich die Kinder gegen mich. In mir, ihrer Lehrerin, glauben sie das fleischgewordene Unrecht zu erkennen. Und bin nicht tatsächlich ich es, der sie am Ort ihrer Langeweile und Niederlagen festhält? Als um elf Uhr aus dem Stiegenhaus das ohrenbetäubende Gepolter und Gelächter der hinausstürmenden Sextanerschar durch die geschlossene Türe zu uns hereindringt, durchbohren mich zwei Dutzend Augenpaare, die voller Schmerz und Anklage unausgesprochen die Frage stellen: Weshalb DIE, und WIR nicht?

### **Rationale Erklärungen sind wirkungslos**

Ich versuche es mit rationalen Erklärungen, ein von vornherein zum Scheitern verurteiltes Unterfangen. Wortreich lege ich den Kindern dar, weshalb ich sie nicht nach Hause schicken dürfe, es ermangele mir an Entscheidungskompetenz. Als ob diese Kinder jemals

auch nur einen Funken Einsehen in die verzwickten Konstellationen gesellschaftlicher Zwänge hätten! Es scheint, als müsse ich mir dies selbst erklären, wenn ich mich hören sage, ich dürfe das nun einmal nicht, müsse meine Pflicht tun, auch wenn diese mir selbst sauer sei und ich es vorzöge sogleich die Schultür von außen abzusperren und ins Auto zu steigen. Und, nein, diese Regelung widerspreche keinesfalls der Chancengleichheit! Sie sei auch nicht ungerecht, denn in diesem Falle handele es sich nicht um vergleichbare Vorgänge. Die Hauptschule sei nun einmal eine eigene Schulform und habe mit dem Gymnasium nichts zu tun. Dort herrschten eben andere Regeln. Die Belange des Gymnasiums beträfen die Hauptschule nicht. Es sei daher falsch, die Vorgänge in der Sexta auf unsere Lage zu übertragen.

Ich gebe mein Bestes, aber nichts fruchtet. Sie hören nur halbherzig zu, fallen mir erregt ins Wort, schimpfen mächtig und starten garstige Angriffe auf meine Person. Ihre Blicke sind feindselig, ihr Tonfall gehässig, während sie ihren Protest mit ungezügelter Leidenschaft ausleben. Sie trommeln mit den Handflächen auf die Bänke, trampeln mit den Füßen auf den Holzboden, grölen feindselige Parolen und drohen mir so manch Unangenehmes an, juristische Schritte gar! Wenn sie nun alle gemeinsam aufstünden und das Klassenzimmer verließen? Was hätte ich schon dagegenzusetzen? Doch so weit geht ihre Phantasie nicht.

### **Innere Emigration als Protest**

Zu dem Versuch, gemeinsam durch die gewaltige Wucht der Masse die Freiheit zu ertrotzen und zu fliehen, kommt es nicht. Nein, sie bleiben brav in ihren Bänken sitzen. Verhaltener, aber immer noch mit Impetus, fahren sie fort, mich zu beschimpfen. Schließlich sehe ich die Nutzlosigkeit meines Bemühens ein und schweige, während ich die verbalen Attacken stoisch an mir abprallen lasse. Nach einer halben Ewigkeit werden sie des Aufruhrs müde, und Ruhe kehrt ein. Als ich endlich im Unterricht fortfahren will, begreife ich sofort, daß zwar Waffenstillstand herrscht, der Kampf damit aber keinesfalls zu Ende ist. Die neue Strategie meiner düpierten Schüler macht mich vollends hilflos: sie verweigern die Mitarbeit. Nachdem es ihnen verwehrt ist, sich körperlich aus dem verhaßten Schulhaus

---

fortzubegeben, gehen sie in die innere Emigration. Wie auf ein unsichtbares Kommando sitzen sie da, schweigen und schauen ins Nichts. Zwei Tage lang halten sie dies durch, exakt von elf bis eins, in wahrhaft stauenswerter Hartnäckigkeit. Dann kommt endlich das Wochenende.

Am Montag danach ist die Kollegin wieder da, der Schulbetrieb läuft nach Plan. Der Vormittag lauert auf mich wie eine endlose Mauer ohne Nischen. Gleich schon nach den ersten Unterrichtsminuten spüre ich, daß meine Kinder ihre „normale“ Kampf­tätigkeit wieder aufgenommen haben. Vergessen ist die Schmach der letztwöchigen Benachteiligung, es wird wieder geschrieben, geschwätzt, gebalgt, gelesen, gekichert, gegessen, gemotzt, mit Papierkügelchen geworfen. Zu meiner Verblüffung registriere ich dies mit einem Gefühl großer Erleichterung.

### **Nachtrag 2014**

Beinahe alle gutgemeinten und politisch eingeführten Regelungen zur Erzeugung von Chancengerechtigkeit scheitern zwangsläufig an den Bedingungen der Realität. Unsere Welt und alles Leben ist nun einmal bipolar und nur durch Kontraste erfahr- und bewertbar. Bei der unendlichen Vielfalt der Lebewesen, der Lebensumstände, der Schicksale ist es ganz und gar unmöglich, einen künstlichen Ausgleich für alle Menschen zu erzeugen. An Versuchen fehlte es indes nicht. Mich erinnern die fruchtlosen Anstrengungen zur Erzwingung von Gleichheit an das Loch im zarten Damenstrumpf: Wer sich anschickt, es flicken zu wollen, wird

erleben, wie für jeden zugestopften Riß drei neue Risse entstehen, bis schließlich der ganze Strumpf nur noch ein Gewirk aus häßlichen Knoten und Löchern ist.

Was tun, um die notwendigerweise auftretenden sozialen Spannungen zu verringern, wenn Gruppen­vorteile wie im vorliegenden Fall zu Neid und Wut bei den Benachteiligten führen?

Situationen wie diese sind politisch herbeigeführt. Sie dürften erst gar nicht entstehen. Ein konfrontatives Nebeneinander von Privilegierten und Benachteiligten sind wenig förderlich für das gegenseitige Verständnis, auch wenn immer wieder Gegenteiliges behauptet wird. Ich habe ein Jahr lang im Pausenhof aus nächster Nähe beobachten können, was geschieht, wenn gegensätzliche Welten ungebremst aufeinanderprallen. Bei den einen bildete sich ein Dünkel ("Guck mal, sind die doof!"), bei den anderen Wut und Neid. Von freundlicher Annäherung keine Spur.

Ich befürworte seit je kleine und kleinste Schulsysteme, wo jeder jeden kennt, und wo die natürliche Bildung von Kleinhierarchien jedem Kind die Chance bietet, sich im Rahmen seiner Fähigkeiten und Interessen im sozialen Gefüge einbringen zu können. Je größer die Schulen, desto straffer und unpersönlicher die Administration. Ein Übermaß an Formalia und bürokratischen Regelungen ist dem pädagogischen Handeln abträglich. Ein Lehrer sollte immer so frei sein, spontane Entscheidungen treffen zu können, die er dann auch selbst zu verantworten hat. So war es früher einmal, so ist es schon lange nicht mehr. Was aber nicht bedeutet, daß dies auch so bleiben muß ...